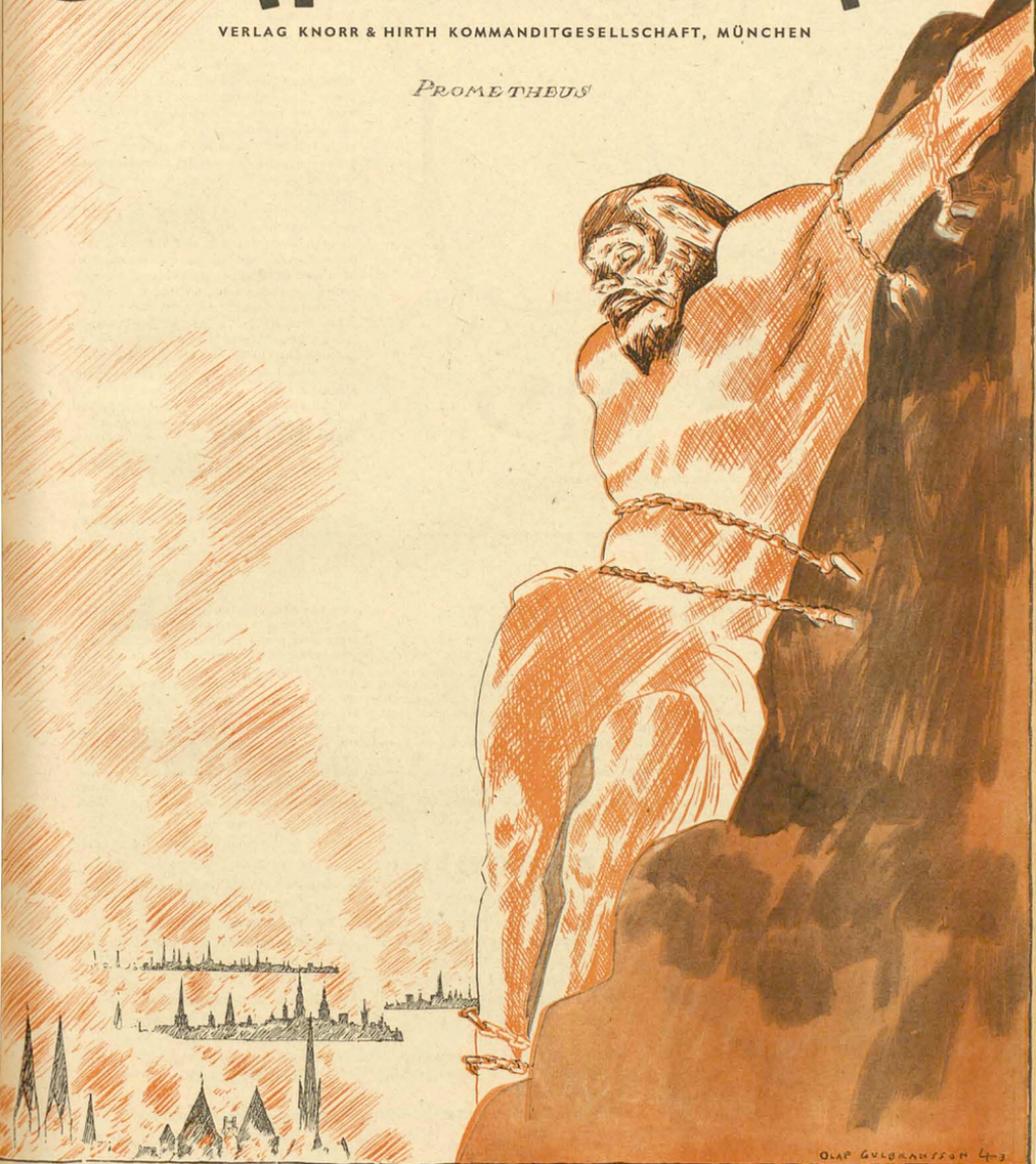


SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

PROMETHEUS



OLAF GULBRANSSON 4-3

„Dazu habe ich wahrlich nicht das Feuer vom Himmel geholt!“

Prometeo: "In verità io non ho strappato a tale scopo il fuoco dal cielo!,

Das Schnapsalphabet

Von C. E. Helk

Kam da einmal nach einer Besichtigung der Divisionskommandeur in das Offizierskasino eines Regiments einer kleinen Garnison und fand da auf einer Anrichte schön ausgerichtet 25 Flaschen der verschiedensten Schnäpse, Jede groß mit einem andern Buchstaben des Alphabets bezeichnet. „Nanu“, fragte der Kommandeur einen der Hauptleute, „was bedeuten denn all die Flaschen mit den großen Buchstaben dort?“

„Ach, Exzellenz“, sagte der Angeredete, „damit haben wir uns so ein kleines Gesellschaftsspiel eingerichtet. So als Zeitvertreib an den langen Winterabenden.“

„Gesellschaftsspiel? Und wie geht das vor sich?“ wollte Exzellenz wissen.

„Einer geht hinaus, und es wird aus den verschiedenen Flaschen ein Schnaps zusammengemischt. Dann wird er heringerufen, bekommt ihn vorgesetzt und muß nun raten, welches Wort sich aus der Mischung ergibt.“

„Das möchte ich doch mal sehen“, sagt Exzellenz, und der Fähnrich wird hinausgeschickt.

„Also sehen Exzellenz, ich fülle nun ein Glas zu einem Viertel aus Flasche A, zu zwei weiteren Vierteln aus Flasche N und das letzte Viertel wieder aus Flasche A.“ Er tat es, rief den Fähnrich wieder herein und setzte ihm das Glas vor. Der Fähnrich kostete kurz und sagte dann prompt: „Anna“.

„Großartig, großartig!“ sagte Exzellenz.

„Ach, das ist noch gar nichts, Exzellenz!“ erwiderte der Hauptmann. „Wir haben mal einen Oberleutnant gehabt, der hat das Wort „Nebukadnezar“ geraten.“



„Nee, nee, meine verehrten Herrschaften, für dreißig Fennige Eintritt spielen wir Ihnen nich Beethovens Neunte Symphonie!“

“Eh, no, egregi signori, per trenta quattrini d'ingresso non Vi suoniamo la nona sinfonia di Beethoven...“

DIE SCHÖNE AUSSICHT

VON WALTER FOITZICK

Mein Arbeitstisch stand einmal ein ganzes Jahr an einem Fenster, das ging auf einen schmalen Hof hinaus. Drüben war eine dunkle, graubraune Ziegelwand, und in der Wand waren Fenster. Hinter den Fenstern lebten Leute, auch ein junges Mädchen. Wie das junge Mädchen lebte, weiß ich nicht, ich hatte nur an ihrem Frisieren teil und an ihrem Blumengleiß. Beides betrieb sie gewissenhaft und ordentlich. Wenn blauer Himmel war, brauchten wir nur dicht ans Fenster zu treten, um oben die Sonne zu sehen. Wenn aber schlechtes Wetter war, brauchten wir das nicht einmal, denn Schnee und Regen bemühten sich in unseren Hof herunter.

Ich behaupte, daß dies eine schöne Aussicht war, denn ich denke gern an den Schnee, an das Mädchen, den Regen und die Blumentöpfe zurück. Aber kein Mensch würde eine weite Reise oder Wanderung an das Fenster unternehmen, um die schöne Aussicht zu genießen und im Baedeker hatte sie auch nicht den kleinsten Stern. Aussichten mit Sternen sehen anders aus, je mehr Sterne, desto umfassender die Aussicht. Die Quantität macht's. Je mehr man sieht, desto schöner ist's, so denken die meisten. Berggipfel haben den Rekord.

Ich habe einmal auf dem Herzogstand ein norddeutsches Ehepaar sehr glücklich gemacht, ich schenkte ihm die Namen aller Gipfel von den Ostalpen bis ins Berner Oberland. Es sah unter mei-

ner Anleitung den Großglockner, die Dolomiten, die Jungfrau, das Matterhorn und die Namen aller Berge, die mir aus der Schulzeit Erinnerlich waren. Reich beschenkt stieg es zu Tal. Eine so schöne Aussicht hatte es noch niemals gehabt. Die Berge minderer Berühmtheit werden es mir sicher verziehen haben, daß ich sie als Prominente vorstellte; vielleicht sind auch Berge eitel. Es ist Ihnen sicher schon aufgefallen, daß Leute

TRAGÖDIE

Im Hühnerhofe nebenan befindet sich ein Zwergenhahn, bei dem Des Morgens früh um achte der Drang, zu lieben, auferbrachte. Bloß fehlten, als die Triebe kamen, die ihm gemäßen kleinen Damen. Er war betätigt der Statur, ach, ganz allein auf weiter Flur. Und was an Hennen sonst vorhanden, fehlen fadlich zwar schon einverstanden, doch keine zierliche Gestalt gebot dem Wunsch entchiednen Halt.

gern von Bergeshöh mit Operngucker und Fernrohr hinuntersehen und sich sehr freuen, wenn sie unten alles genau erkennen können: „Siehst du dort, neben dem Wald, gerade über der Telegraphenstange, das ist unser Haus. Ach, und jetzt schüttelt Frau Limmermutter die Betten zum Fenster heraus. Nein, so deutlich! Wirklich, eine herrliche Aussicht!“

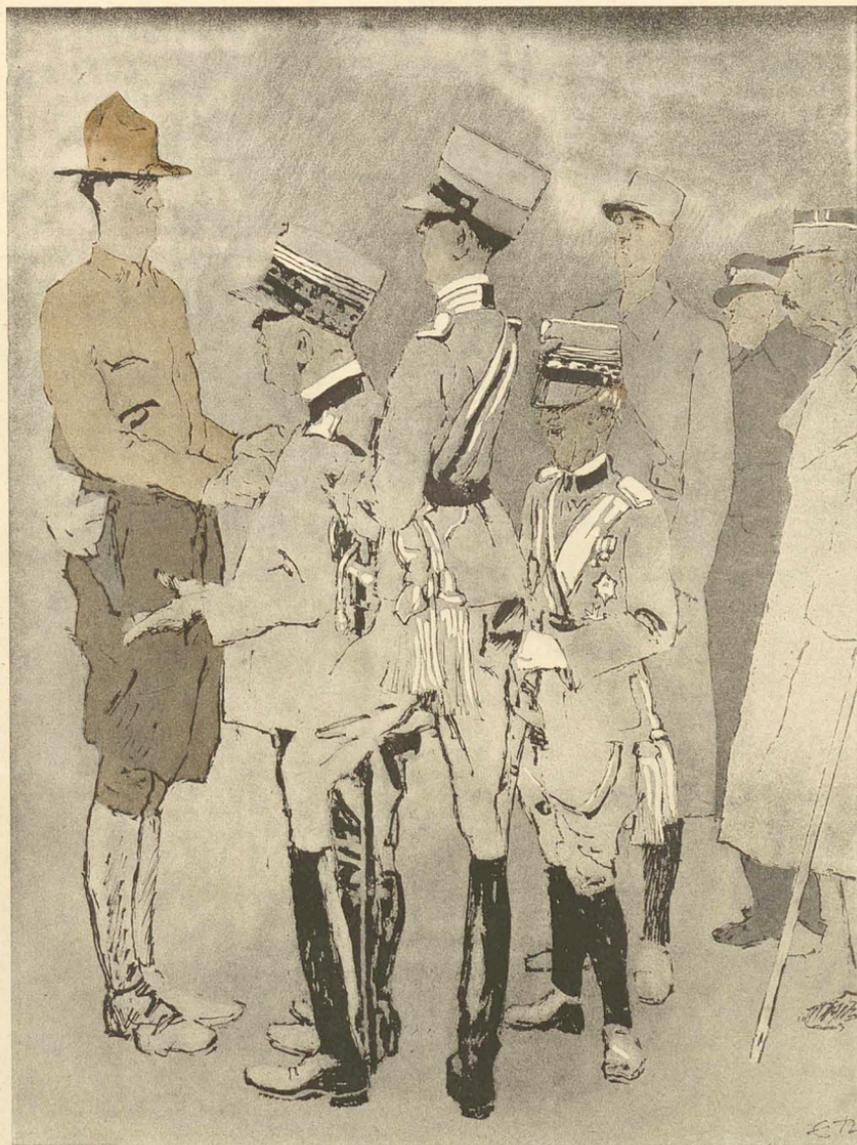
Man steigt weit weg auf die Berge und dann freut man sich, wenn man das Zurückgelassene wieder ganz nahe sehen kann. Dafür gibt es sicher eine sehr schwierige psychologische Erklärung. Vielleicht ist es Wille zur Macht, vielleicht auch eine sehr geschickte Propaganda der optischen Industrie.

Darob ergreif ihn heißer Zorn. Er hrächte: »Wo ist ein Kothurn?!« Vergelblich war indes fein Grünen. Der liebe Gott verlich ihm keinen, fo daß er schließlich, matt und lahm, verärgert davon Abstand nahm.

– Warum wird, frag' ich mich behelommen, kein Gnadenakt hier vorgenommen? Ein Hühndchen für den armen Godel, das paßte, oder auch ein Sochel, mit dem er seinen Zweck erreicht?

Der Allmacht flehe das doch leicht!

Ratatorch



... und schlage ich vor, Marschall Badoglio zu unserem Ehrenwortbruchmitglied zu ernennen!"

Seduta nella L.d.F. (Lega dei Fedifraghi): "... ed io propongo di nominare il Maresciallo Badoglio a membro dei 'Fedifraghi,!,

WARUM AUCH NICHT

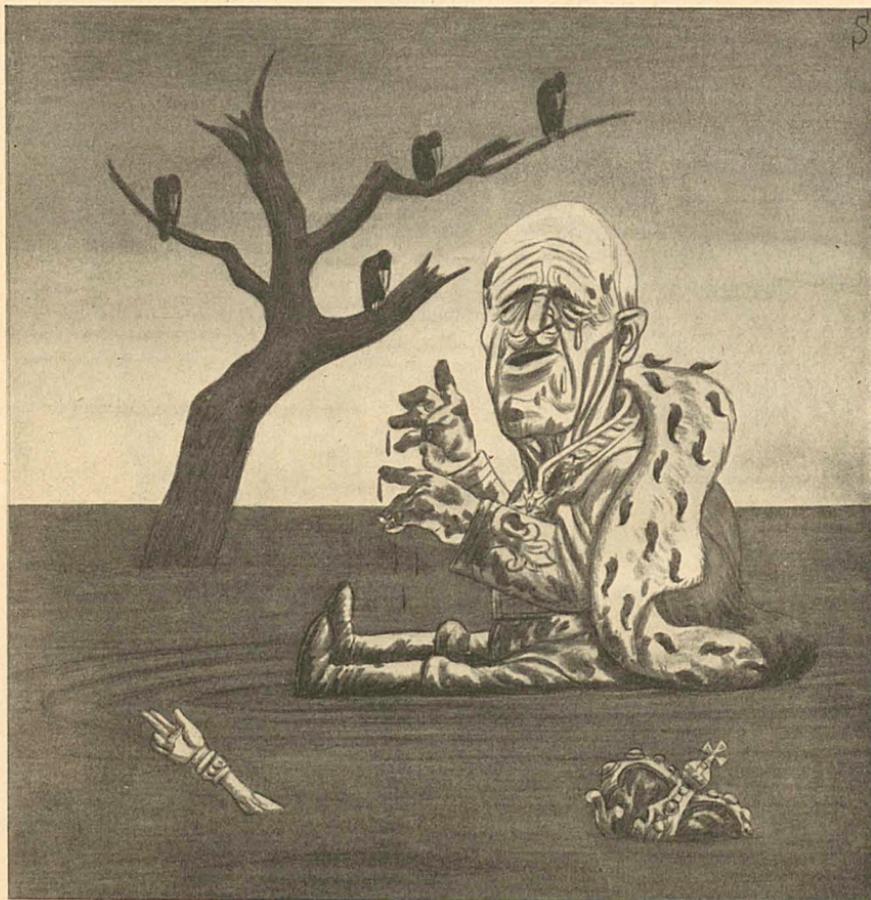
VON PETER SCHER

Wer möchte wohl leugnen, daß Jünglinge und Knaben bisweilen überraschende Einfälle haben. So empfand ganz plötzlich ein Vierzehnjähriger den Drang und brachte als Neuestes „Die Ertüchtigung des Alters“ in Gang. Den Knaben erbarmte das Minus der Greise und er widmete sich ihnen lebenswürdigerweise, indem er sie hopsen ließ wie auch durch Reifen springen; des weitern durften sie Märsche üben und kernige Lieder singen.

Die Greise, dadurch allmählich immer tüchtiger geworden, strebten gar bald nach hohen Belobigungen und Orden, welche sie selbstverständlich nach Verdienst auch erhielten, indem die Knaben mit ihnen wie mit Gleichberechtigten spielten. Bald sah man denn allerorten weißwallende Bärte fröhlich sich tummeln und es schwand die jugendliche Härte des Knaben als eigentlichen Lebensgestalters gegen den Geist der Erfahrung mit der vollendeten Ertüchtigung des Alters.

Nach der Befreiung des Duce

(Erich Schilling)



„Dio mio, wo ist der Freund, der mich hier herausholt?“

Dopo la liberazione del Duce: „Dio mio, dov'è l'amico che trarrà me fuori di qua?..“

DER SONNTAG UNTERM APFELBAUM

VON URIAS

Das Haus, in dem der Herr Schulvorstand wohnt, ist sehr alt. Schon seit hundert Jahren dient es dem jeweiligen Schulvorsteher als Wohnung. Es liegt, wenn man es den Städtchen am Sund kommt, gleich neben dem Friedhof, und der Mittelpunkt des Gartens ist ein großer, breitblättriger Apfelbaum. Im Garten sitzt die Frau Schulvorstand und näht, der Kaffeetisch unterm Apfelbaum ist gedeckt, und im Schatten des Baumes sitzt der Herr Schulvorstand und genießt den Sonntagnachmittag mit Pfeife, Sonntagsblütchen und Streuselkuchen.

Die Frau Schulvorstand hebt ihre Augen vom Nähzeug und schaut hinüber zu ihrem Mann. Schappas Mannbild, denkt sie. Und was er sich für einen Bauch zulegt. „Kommen sie heute?“ fragt sie. Der Schulvorstand schaut nicht aus seinem Blütchen auf. „Ja“, sagt er im Lesen. „Alle miteinander?“ Die Frau Schulvorstand verzieht geringschätzig den Mund.

„Alle“, erwidert er. „Der Herr Magistratssekretär und seine Frau, Notar Christoffersen und seine Frau, noch ein paar und dann bestimmt Fräulein Svendsen...“ Die Frau schnauft hörbar durch die Nase. „Daß doch die überall dabei sein muß, die falsche Kasse!“ In die Stimme des Schulvorstandes kommt ein leichtes Zittern. „Marie“, sagt er, „ich muß dich doch ernstlich ersuchen, solche Ausdrücke nicht von den Honoratioren der Stadt zu gebrauchen, zumal, wenn sie dem Ausschuß der Kirchengemeinde angehören. Du weißt, sie wollen den neuen Brunnen der Schule ansehen.“

„Gottbewahre“, antwortet die Frau Schulvorstand, „ich bin ja darin trainiert, meine Gefühle zu verbergen. Bloß, wenn diese ekelhafte Schlange über meine Schwelle tritt, läuft mir die Galle über. Kaum ist sie im Zimmer, läßt sie die Augen herumgehen, und dann flüstert sie mit der Magistratssekretärin, der hässlichen Haxel.“ Die Frau Schulvorstand warf einen neuen Blick zu ihrem Mann hin. Er lehnte schief in seinem Armstuhl unterm Apfelbaum und war eingeknickt.

„Jesper!“ Er fuhr auf und verlor dabei seine Pfeife. „Ja, meine Liebe?“ „Jesper, ich habe dieses Leben hier satt. Dick-satt.“ Sie hatte das Nähzeug beiseite gelegt und redete sich in eine starke Erregung hinein. „Wir sind nun zwölf Jahre hier. Jeden Tag sieht das gleiche. Jeden Tag sieht man dieselben Gesichter, hört dasselbe dumme scheinheilige Geschwätz. Die Luft ist voll davon. Sie bringen mich noch um mit ihren zuckersüßen Worten, hinter denen sich Spitzigkeiten verstecken. Mir hängt alles zum Hals heraus.“

Der Schulvorstand hörte sich den Ausbruch seiner Frau ruhig an. Er war daran gewöhnt. Friedlich rollte er die Daumen umeinander. „Ich will mich scheiden lassen!“ schrie die Frau. „Du weißt, liebe Marie“, sagte er, „so etwas tut man nicht als Schulvorstands-Eheleute, und noch dazu hier im Städtchen. Was würden denn die Eltern meiner Schulkinder sagen? Meine Stellung wäre futsch.“

Nun war die Frau am Rande eines Raserei-Anfalles. Sie atmete mit Beschwär. „Nie hätte ich dich heiraten sollen! Nie! Wie oft habe ich dich schon bereut! Hätte ich doch Eigel genommen. Eigel — ha, das war ein Mann! Die Lust aus Leben und auf Gefahren leuchtete ihm aus den Augen. Wenn er von seinen Reisen und Abenteuern erzählte, fühlte ich, ja, das war das richtige Erleben, und nun bin ich hier in diesen Froschteich geraten. Ich komme mir oft vor, wie mit grünen Wasserlinsen behängt! Du, du würdest nicht lachen, wenn du Eigel gekannt hättest...“

„Quatsch“, sagte der Schulvorstand.

„Du“, fuhr die Frau mit geballten Fäusten auf ihn zu, „hast am wenigsten Recht, so zu mir zu reden! Ein... ein... Mann, der keiner ist!...“

„Nun schweigst du aber, Marie!“ In seltsamen Moment kam das Mädchen und meldete die Gäste. Und in einem Atemzug wechselte die Szene. Der Schulvorstand erhob sich und lächelte voller Liebenswürdigkeit; seine Frau ergriff hastig wieder das Nähzeug und beugte sich in häuslichem Fließ darüber... „Von Herzen willkommen, liebste Freundin!“ rief der Schulvorstand und breitete die Arme aus. „Marie, liebstes Weibchen, willst du gleich Kaffee einschenken und den Streuselkuchen reichen? Den müssen Sie verkaufen, liebstes Fräulein Svendsen. Niemand backt ihn so köstlich, wie mein Hauschatz!“

Fräulein Svendsen, von oben bis unten platt wie ein Bügelbrett, verzog ihr Gesicht zu einem säuerlichen Lächeln. „Ich bin davon überzeugt“, sagte sie, „nur schade, daß sie keine andere Frisur trägt. Eine wirkliche Dame läßt ihr Haar nicht locken. Sie trägt glatten Scheitel.“

Während sie sich von der Frau Schulvorstand ein großes Stück Streuselkuchen auf den Teller legen ließ, sagte Notar Christoffersen zum Schulvorstand: „Lieber Freund, wir haben heute Besuch aus Kopenhagen. Wir haben uns erlaubt, ihn mitzubringen. Einen Kapitän Larsen und seine Frau...“ Zwei Menschen, eine Dame und ein beleibter Herr, traten in den Garten. Die Frau Schulvorstand durchdruckte es wie ein elektrischer Schlag. Einen Augenblick lang hielt sie sich an der Tischkante fest. „Ist Ihnen schlecht?“ fragte Fräulein Svendsen lauernd. Die Frau Schulvorstand war weiß bis in die Lippen, und ihre Stimme gehörte ihr kaum, als sie sagte: „Danke... es wird gleich vorübergehen... Ich habe nur etwas im Haus zu tun...“

Sie blieb lange aus. Im Garten ab und trank man inzwischen. Als sie wiederkam, schlug sie den Blick nicht auf. Endlich aber war die Kaffeestunde vorbei, die Gesellschaft erhob sich, und den neuen Schulleuten zu besichtigten. Biß Kapitän Larsen blieb noch zurück und reichte der Frau Schulvorstand die Hand. „Laß dich nun richtig begrüßen, Marie.“

„Eigel!“, flüsterte sie. „Warum bist du gekommen?“ „Mit meinem guten Willen nicht. Aber meine Frau und Frau Christoffersen sind Freundinnen, und wir sind zu Besuch hier.“ Die Frau Schulvorstand betrachtete ihn. Er war stark geworden. Und außerdem sah er recht verdrossen aus. Aber er war es trotz allem — er war Eigel. „Hör Eigel!“ flüsterte sie und gab allen Widerstand auf, „wenn du bloß wüßtest, wie ich mich nach dir gesehnt habe. Ich welke ihn in diesem Nest, ich... ach Eigel...“

„Grundgütiger Himmel!“, unterbrach er sie und sah sich höchst peinlich berührt um, ob doch niemand in der Nähe sei, „hast du dir die romantischen Flausen immer noch nicht aus dem Sinn geschlagen?“ —

„Ich kann einfach dieses Leben nicht länger ertragen!“ drängte sie weiter. „Ich bin krank vor...“

In ein Weinglas geritzt

Der Wein ist weiß wie Schnee!

Der Wein ist rot wie Blut!

Trinkt! Trinkt! Und seid nicht hange:

Auf eines Kindes Wange

Könnt ihr die beiden Farben seh'n

Im Frieden nebeneinander stehn!

Georg Britting

dem geistigen Stoffpflanz hier und all der Scheinheiligkeit im Städtchen... Eigel, kannst du mir nicht helfen?“

„Es tut mir leid, das zu hören“, sagte er und schaute noch verdrossener denn. „Aber jeder von uns trägt ja sein Kreuz. Deines sieht halt so aus. Und sei jetzt still. Da kommt meine Frau.“ Die kleine blonde Dame trat aus dem Haus in den Garten. „Darf ich Ihnen noch eine Tasse Kaffee einschenken?“ fragte die Frau Schulvorstand noch völlig verwirrt. „Ach danke, ja“, erwiderte die Kapitänin und nahm am Tisch unterm Apfelbaum Platz. Eigel benützte die günstige Gelegenheit, zu verschwinden.

„Sie sind sicher glücklich“, sagte die Frau Schulvorstand, als sie ihrem Besuch den Streuselkuchen reichte. Die kleine blonde Dame biß herzhaft hinein. „Na wissen Sie — wenn Sie schon selber fragen, dann will ich auch ehrlich antworten von Frau zu Frau“, meinte sie zwischen zwei Bissen. „Gewiß, mein Mann und ich, wir kommen zusammen aus. Aber das ist auch alles. Er ist ein recht schwieriger Mann, und mit den Jahren ist er immer träger geworden. Er fährt ja nicht einmal mehr zu See, sondern sitzt die ganze Zeit zu Hause. Zum Glück habe ich ein heiteres Temperament, das mich alles leichtig ertragen läßt. Sonst wäre es umgänglich mit Eigel. Er ist ein Gewohnheitsmensch allergrößter Sorte, von Geistigkeit keine Spur...“

„Aber das ist doch nicht möglich...“, sagte die Frau Schulvorstand ungläubig. „Doch, doch“, erwiderte Frau Kapitän Larsen. „Er kennt nur seine Bequemlichkeit. Und das ist hart für eine Frau, die sich noch Jugendlichkeit bewahrt hat.“ Sie nahm ein zweites Stück Streuselkuchen und schlug nun im Ton um. Begeisterung klang aus ihrer Stimme. „Doch Sie, Frau Schulvorstand! Sie müssen doch glücklich sein! Mit so einem Mann, wie dem Ihrigen! So gut aussehend, klug und beweglich. Diejenige hohe Stirn, dieser intelligente Blick hinter den Brillengläsern! Der Frisur! Schulvorstand, Geist, das ist doch die Hauptsache, und wie gesagt, den läßt nun mein Eigel völlig vermissen. Wirklich, Frau Schulvorstand! Ich beneide Sie!“

„Mein Mann ist leider recht... verschlossen...“ warf die Frau Schulvorstand ein. „Ah, das kann ich aber nicht glauben. Verschlossen, sagen Sie? Ach nein, das ist ein ehrlicher und offener Mensch, ja, man kann geradezu ihm die Romantik aus den Augen leuchten sehen. Du lieber Himmel, wenn ich dagegen an Eigel denke!“

Nun näherten sich die anderen Gäste. Man brach auf, es gab ein allgemeines Händeschütteln und Abschiednehmen. Der Herr Schulvorstand und seine Gattin begleiteten alle noch bis zum Gartenaussgang. Dann kehrten beide zum Kaffeetisch zurück. Der Schulvorstand setzte sich wieder unter den Apfelbaum und zündete seine Pfeife an. Die Frau nahm abermals ihre Nähnäher zu Hand.

„Das ist also überstanden“, meinte er und zog an seiner Pfeife. „Nun können wir wieder da beginnen, wo wir aufgehört haben.“

„Jesper“, sagte die Frau Schulvorstand und schaute zu ihm hinüber. „Bist du mir sehr böse?“

„Böse?“ nahm er das Wort auf. „Nicht böse, Marie, aber ärgertlich. Warum denn so viel Jugendlichkeit. Torheit, wenn man doch schon über vierzig ist. Ich meine, da könntest du wirklich vernünftiger sein.“

„Ja, Jesper“, sagte sie leise und nachgiebig. „Ich will es versuchen.“

Er antwortete nicht. Sie blickte zu ihm hin und sah, wie er gerade wieder einnickte. Wie vorhin rutschte er immer tiefer in seinen Stuhl, nun öffnete er den Mund und begann zu schnarchen. Ringsum war es ganz still. Durch die Zweige des Apfelbaumes schien die untergehende Sonne.

(Aus dem Dänischen übertragen von S. R.)

BESUCH NACH MITTERNACHT

VON KURT GROOS

In der Nacht, in der ich dieses eigenartige und erregende Erlebnis hatte, kam ich erst spät zu Bett; die Zeit bis gegen Mitternacht verbrachte ich mit einem mir nahestehenden Menschen in der Stadt. Der Abschied von diesem Menschen machte mich melancholisch, und ich trank danach in meiner Wohnung in ziemlicher Hast noch eine Flasche Tokajer.

Ich schätze, daß es ungefähr eine Stunde nach Mitternacht war, als ich einschlief. Durch ein um diese Zeit in meiner stillen Wohnung ungewöhnliches Geräusch wachte ich aus einem unruhigen Schlaf auf. Von dem Turm der Lambertskirche schlug es gerade zweimal. Vielleicht war es auch gar kein Geräusch, durch das ich aufwachte. Jedenfalls hatte ich es nicht mit ganz klaren Sinnen wahrgenommen, denn als ich aus dem Schlaf aufwachte, wurde ich durch etwas anderes erst hellwach: durch einen feinen Luftzug, der gleichzeitig ein weiches und angenehmes Parfüm durch den

Raum wehte — die Tür mußte gerade bei meinem Erwachen geöffnet worden sein; nur die geöffnete Tür konnte den Durchzug zu den unverschlossenen Fenstern meines Schlafzimmers bewirken.

Mit plötzlich überwachten Sinnen hörte ich, daß jemand in meinen Raum schlich, leise wie eine Katze; aber ich hörte die Katze atmen. In den ersten Augenblicken erkannte ich nichts, obgleich der Viertelmond blaß hinter den wehenden Vorhängen stand, dann aber sah ich die Umrisse einer Frau, die vorsichtig, ganz vorsichtig, zur Zimmermitte schritt, dort mit verhaltenem Atem stehen blieb und einige Zeit angestrengt zu mir herüberschaute. Ich rührte mich nicht, ich stellte mich schlafend, aber mein Herz schlug bis zum Hals, eine ungeheure Spannung erfüllte mich. Im fahlen Licht der Mondnacht konnte ich das Gesicht der Frau nur undeutlich erkennen, aber es mußte eine ausnehmend hübsche und junge Frau sein, soviel sah ich doch, vor allem fühlte ich es. In seinen

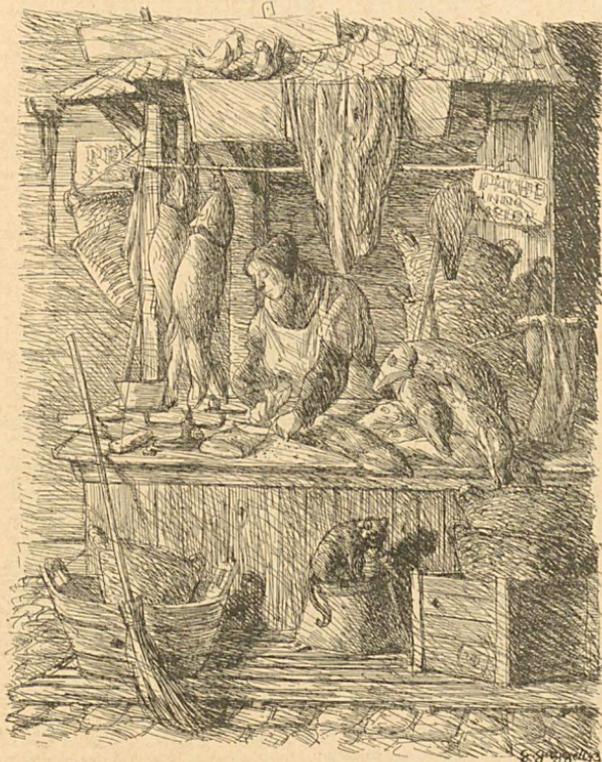
verhaltenen Bewegungen war der geschmeidige Körper von einem seltsamen Reiz. Wenn ich sage, daß ich dieses alles eigentlich viel mehr fühlte als sah, so habe ich diese gleiche Wahrnehmung schon früher hin und wieder in Zuständen gebannter Erregung gemacht — das Gefühl steigert sich dann schließlich zu einer ungeheuerlichen sicheren Sensibilität, die Dinge sichtbar macht, die im nüchternen Alltag ungesehen bleiben. Ich erfuhr in dieser Nacht, in der eine schöne Frau leise wie eine Katze in mein Zimmer gekommen war, in der der Wind eine Welle eines weichen und zärtlichen Parfüms über mich hinwegwehte, so mancherlei neu und beglückend, das mir sonst verborgen geblieben wäre.

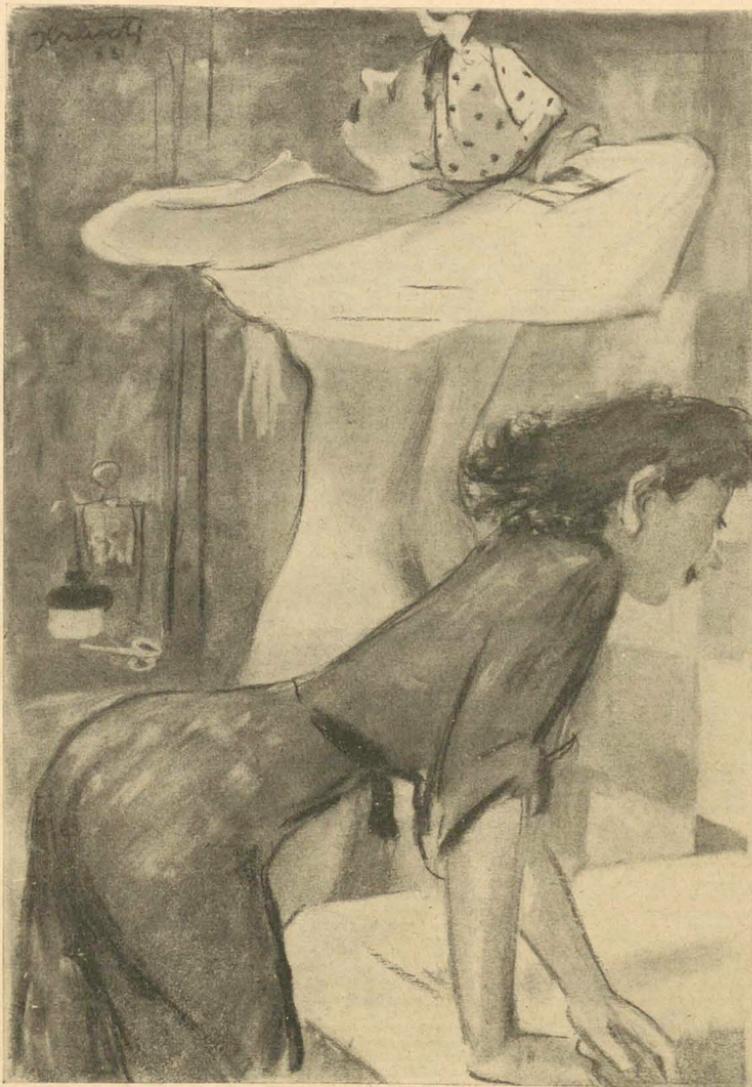
Alles andere vergaß ich nun; unbeweglich hing ich mit meinen Augen, mit meinem ganzen Gefühl, an dieser Frau, die nun langsam, ganz sicher, so als hätte sie sich schon unendlich oft in diesem Raum bewegt, auf dem Toiletientisch zuging, ihre Hand zum Lichtschalter erhob, sich dann aber besann und sich im Dunkeln entkleidete. Ja, sie entkleidete sich. Ich habe vorher nie gewußt, daß eine Frau sich so bildhaft schon entkleiden kann, mit solcher Grazie wie diese, die da wie ein Traum, wie ein Geheimnis zu mir gekommen war. Vielleicht kann ein Mensch nur alles harmonisch und schön vollbringen, wenn er es ganz unbeobachtet vollbringt, in einer Natürlichkeit, die alle Kunstwerke in den Schatten stellt. Und trotzdem ist auch das wiederum nicht ganz richtig, was ich da von der Natürlichkeit sage, denn eine Frau entkleidet sich eigentlich auch unbeobachtet immer wie in einem Spiel — aber wie soll ich das alles denn nur zum Ausdruck bringen; es erfüllen mich ja keine klaren, sondern nur wogende Gedanken in dieser Verzauberung, die dennoch kein Traum war.

Vielleicht hätte ich die Flasche Tokajer besser nicht getrunken. Wie entzückend selbstverständlich meine Besucherin sich jetzt vor dem Toiletientisch bewegte; wirklich, es machte den Anschein, als wisse sie in diesem Raum genauer Bescheid als ich. Mit einer mein Gebanntsein immer mehr entwandförmigen Sicherheit gab sie sich; vorsichtig holte sie eine Zahnbürste und die Paste aus dem Wandschrank über dem Toiletientisch und begann sich mit unbegreiflicher Selbstverständlichkeit die Zähne zu putzen. Dann griff sie mit der gleichen Selbstverständlichkeit, und doch auch so verhalten und geheim, die Nachtcreme aus einem Fach und cremte das Gesicht und die schönen Schultern ein; mein Erstaunen überstieg meine innere Spannung. Dann beugte sie sich nieder, klappte vorsichtig das Schloß eines Koffers auf, den sie mitgebracht und den ich vorher nicht bemerkt hatte, und holte einen Schlafanzug heraus. Im Niederbeugen spannten sich ihre Kniekehlen, sie leuchteten schneelig, es sah aus, als ob sie phosphoreszierten in der Dunkelheit — aber das habe ich mir vielleicht auch nur eingebildet. Mit der gleichen Selbstverständlichkeit, mit der diese Frau alles tat, zog sie auch den Schlafanzug an — und kaum hatte sie ihn angezogen, da geschah etwas mir in dieser ganzen Situation so Unbegreifliches, daß mir der Atem plötzlich ganz verschlug, daß mein Herz, meine pochenden Pulse stockten: Die schöne Besucherin sprang wie ein junger Panther in mein Bett. Sie preßte meinen Kopf an ihren warmen Mund, und sie fragte „Schläfst du, Liebster?“ In diesem Augenblick fiel alles Lähmende von mir, eine Welle freudiger Erregung erfüllte mich, denn der junge Panther war meine Frau; sie kam von der Bahn zurück — sie hatte den Nachtzug nach Wien verpaßt.

Die Fischhändlerin - La pescivendola

(Gustav Geggell)





„Was meinst du, Else, Strümpfe malt man sich bereits aufs Bein —
sollte ich es einmal mit einer Bluse versuchen?“

Sviluppo: „Che pensi, Elsa, ormai si dipingono calze sulle gambe ... e non dovrei io tentare di dipingermi una blusa?“,

HERRN PAPINIS IDEE

VON PETER REIMANN

Auf dem See war nur mehr ein rosagraues Zittern geblieben von dem schwülen Sonnenuntergang, nun hatte auch ein leiser Wind begonnen, die Mole und den Platz am Hafen zu überhauchen, so daß sich die Menschen herauszuwagen aus den vor dem heißen Sommertag schützenden Häusern; und so begann das Promenieren auf der Mole. Die Sommergäste trafen sich da und die besseren Leute des Dorfes gingen auf und ab, machten ein wenig anspruchlose Unterhaltung und schauten den heimkehrenden Booten der Tagelöhler zu, den ausruhmenden der Nachtfischer, den schwankenden der Knaben, die von den Planken ins Wasser sprangen und von dort wieder zurückkletterten, noch manches andere Spiel treibend, um den Schauenden zu imponieren. Die einfacheren Leute lehnten aus den Fenstern ihrer Häuser und liebten sich dort den leichten Wind um die sommerfeuchten Nasen wehen; einige Männer saßen bei noch frühem Wein vor der Osteria an den blauen Tischen und stierten mit dunkelsträubigen Augen in die funkelnden Gläser, in denen noch ein letzter Rest Sonne schwelte. So war auch die Verhaltung der Promenierenden hitzemüde, und nur wenige anspruchsvolle Worte gingen hin und her. Selbst die Worte des Herrn Papini an die neben ihm schreitende junge Dame, die kein Geheimnis daraus machte, daß sie den Versuch zu einer Werbung bedeuten wollten, entbehrten doch jeglicher Frische, die in solchen Worten von Liebe sein sollen; sie wackten in der jungen Dame nicht das geringste schüchternen Keimen, ja sie langweilten sie direkt; und die junge Dame machte keinen Hehl daraus.

Da geschah unerwartet, daß den beiden eine Dame begegnete, eine Freundin von Herrn Papinis Begleiterin.

„Lucia!“

„Eugenia!“

Sie umarmten sich, küßten sich auf beide Wangen, anscheinend hatten sie sich lange nicht gesehen. Die Freundin nahm keine Notiz von Herrn Papini, der schaute eine Weile der stürmischen Begrüßung zu, die kein Ende nehmen wollte und gar nicht in die sommermatte Stimmung paßte — kam sich überflüssig und klein vor; ja, gern hätte er sich leise fortgestohlen, aber er hoffte noch auf ein Unvorhergesehenes, vom gültigen Schicksal gesandt, das die Freundinnen Lucia und Eugenia trennen würde. Doch auch dieses Hoffen ging unter in dem rosagrauen Zittern des Sees, als Lucia ihn der Freundin vorstellte, diese aber, ihn nur kurz zur Kenntnis nehmend, an jene die Fragen stellte:

„Wie lange haben wir uns eigentlich nicht gesehen? Wo war es doch — bei den Gigantis, glaub ich, ja?“

„Ja, bei den Gigantis!“ rief Lucia. „Dort haben wir uns zum letzten Male gesehen! Was ist aus denen übrigens geworden? Hast du wieder mal was von ihnen gehört?“

„Nein — ganz aus den Augen verloren...“ Da hatte Herr Papini eine glänzende Idee.

„Die Gigantis?“ warf er fragend dazwischen. „Die Gigantis meinen Sie?“

„Ja?“ riefen einstimmig die Freundinnen — so interessiert laut, daß einige der Promenierenden sich umsehen: „Kennen Sie die Gigantis denn auch?“

Herr Papini lächelte: „Selbstverständlich! Ich stehe doch im Briefwechsel mit der Tochter.“

Eugenia wurde noch neugieriger: „Mit welcher? Gina oder Luisa?“

„Mit Luisa natürlich. Die Gina ist doch tot!“

„Tot? Was Sie nicht sagen! Tot!“

„Jawohl“, log Herr Papini weiter, „sie soll Liebeskummer gehabt haben... Selbstmord...“ Es war ihm gelungen was er geplant: er war plötzlich zum Mittelpunkt geworden. Man kam wieder ins

Promenieren, zu dritt jetzt: die zwei Frauen waren gefesselt...

„Aber —“ sagte Lucia, „sie war doch so glücklich mit ihrem Paolo.“

„Nur Schein, alles nur Schein. Den Paolo kenne ich wohl. Nachdem er sich der Wechselfälschung schuldig gemacht...“

„Der Wechselfälschung?“

Das Rosa in der Farbe des Sees verwischte sich allmählich, es ging in ein weißliches Glitzern über, das eigenartige Streifen über die Wasserfläche zeichnete; die tollenden Knaben gaben ihr Spiel auf, da die Stunde der „minestra“ nahte.

„Jawohl, der Wechselfälschung! Sie wußten es doch nicht? Nein? Nun, er kam ins Gefängnis, zwei Jahre erhielt er...“

„Mein Gott, mein Gott! Die arme alte Mutter!“

„Die arme alte Mutter, sagen Sie?“ sprach Herr Papini: „Diese Person! Die hatte es auch in sich! Einen um 25 Jahre jüngeren Mann fing sie. Er hat sie wirklich geheiratet!“

„Was? Die vierundachtzigjährige Frau... Und — deren Mann lebte doch noch?“

„Nein, nein; der ist vor einigen Jahren im Irrenhaus gestorben.“

„Jawohl Süßerwahn.“

„Er trank? Aber er war doch mit seinen drei Töchtern und zwei Söhnen dem Antialkoholverein beigetreten?“

„Natürlich, ich weiß es. Aber die Töchter lande-

ten auch auf der schiefen Ebene. Die Jüngste...“

... die niedliche blonde Giovanna?“

„Ja, die Giovanna, dieses entzückende Geschöpf, dieses lobende Pastell: sie mußte in einer Entwöhnungsanstalt untergebracht werden...“

Der leise Wind hatte an Schwüle verloren, er war lau geworden und kräuselte die jetzt dunkelgrau Fläche des Sees; der Abend war dümmig an Stelle des untergehenden Tages getreten; und ist Eugenia eine unvorsichtige Frage: „Und — was ist eigentlich aus Paolos Bruder geworden?“

„Der... der...“ Herr Papini überlegte kurz: „...heißt aber vor vierzehn Tagen die Gina Giganti.“

Jäh nahmen Lucia und Eugenia Augen einen eigenartigen Ausdruck an.

„Wie?“ kam es wie aus einem Munde: „Sie sagten doch vorher, sie sei tot!“

Herr Papini ward verlegen.

„Gina... Tot? — Ja, ja... Habe ich das eigentlich gesagt?...“

„Hm, dann muß es...“

Weiter kam er nicht; die Frauen hatten seinen Trick durchschaut. Sie lachten nicht. Frauen verstehen keinen Spaß, wenn man sie zum besten hält. Sie überschütteten ihn auch nicht mit Vorwürfen. Sie wandten sich gekränkt von dannen.

Herr Papini blieb allein stehen. Inmitten eines Abends, der jäh eine ungemütliche Kühle hatte.

Er froh. Dann lenkte er seine Schritte den blauen Tischen zu und ertränkte die Niederlage in süßem, frühem Wein.

DIE VERWANDTEN

VON STEFAN HOLLENTHONER

Meine gute Mutter war ganz ahnungslos, als am Abend des 12. Juni plötzlich der Storch ans Fenster pickte und stürmisch Einlaß begehrte. Ich erinnere mich noch (als wäre es gestern gewesen), wie ich dem Storch, während ich so zwischen selbigen Schnabelläppchen hing, das flammige Godeli kratzte und ihn bat, er möge doch noch um ein paar Fenster weiter fliegen; dort befand sich nämlich die Wohnung des Präsidenten der Eternität-A.G., in welche Wohnung ich schon seinerzeit, als ich mich noch quitschvergnügt auf Mondstrahlen hutschte, gern und oft hineingeguckt hatte... Ach, solche Mondstrahlen waren doch das herrliche Vergnügen, man konnte an ihnen sausegeschwindigkeit hinabrutschen — und manchmal pasierte es, daß ich an Händen eines solchen Mondstrahles mitten in eine schummrige Leube plumpste, so zwei erdgeborene Menschenkinde er beisammen saßen und sich regelmäßig totentbläb anblickten, wenn sie mein Gejübel ahnten; hören konnten sie mich ja nicht und sehen konnten sie mich auch nicht, denn ich war ja noch ein Sternkinde. Ich aber faltete dann meine Flügel auseinander und surrte wieder in die Nacht hinaus, und mein Ziel war jedesmal den Wohnung, wo der Herr Präsident wohnte, sich in Plüsch und Leder wälzte und seine Gattin Patienzen legte. Wenn ich mein Näschchen an den Scheiben platt drückte und mit den goldgrünen Federn leise vor den Fenstern knatterte, wurde die Frau unruhig; sie legte die Karlen traumverloren auf ein Pöckchen zusammen, tat einen kurzen Blick nach ihrem Mann, der bereits im Halbschlaf an einer waschlässigen Zigarre lutschte, und starrte dann in die blaue Nacht hinaus. Ich lächelte, da lächelte sie auch. Ich machte ein Schmolmilchchen, da schmolte sie auch. Und wenn ich dann ein blöchen durch die Nasenlöcher weinte, weil mich diese ekligsten Fensterscheiben hinderten, mit einem Satz in alle diese Herrlichkeiten zu hoppeln, so kamen auch dieser seltsamen Frau die Tränen, und ihr Kummer

wurde manchmal so mächtig, daß sie in wilder Sehnsucht die Arme von sich streckte, ein paar hilflose Schritte zu mir hin machte, um dann fassungslos zusammenzubrechen. Der Präsident

wachte dann jäh aus seinem Schlummer auf, die Zigarre flog in den Aschenbecher, zerquetschte dort wie eine verwesene Kröte. Der Präsident

streckte sich vorerst ein wenig, trat dann an die Seite seiner schluchzenden Frau, streichelte ihr die Haare und sagte leise: „Schick dich doch endlich in das Unvermeidliche, Grifa! Geh doch schlafen, es ist elf Uhr, und deinen Nerven tut Ruhe gut...“

Also, mit dem Präsidenten und seiner Frau war es nichts. Bulbao, der Storch, ließ sich nicht erweichen; er habe strenge Order von höchster Stelle — von wegen der Seelenwanderung und so. Ich sei schon einmal der Sohn eines kaukasischen Fürsten gewesen, diesmal müßte ich es billiger geben.

Bulbao wiederholte sein Geplacke an der Fensterscheibe meiner künftig ertlerlichen Wohnung. Mein Vater kam auf den Zahenspielen zum Fenster und öffnete es. Dabei lächelte er glücklich und unendlich verlegen. Ich machte die Augen zu und erhob ein raschloses Geräusche. Bulbao entledigte sich ganz seiner Bürde, indem er mich in ein Gefäß mit warmem Wasser plumpsen ließ. Zum Abschied hieb er mir noch seinen langen roten Schnabel ins Bäuchelchen, so daß ich heute noch an dieser Stelle einen Nabel habe.

Ansonsten verlief meine Erdenfant glänzend. Die weise Frau teilte meinem Vater mit, daß ich männlichen Geschlechtes sei — eine Sache, die mir damals höchst gleichgültig erschien.

Ich war nach achtzehnjähriger Ehe als erstes und einziges Kind dieses friedfertigen Baamenshaares geboren worden. Die beiden Leute hatten seit Beginn ihres ehelichen Beisammelns dem Grundstutz des Verdienens und Sparens in einer Weise gehuldigt, daß selbst am Hochzeitstage



„Dees geht net, mei Liebe, daß du erst in der Früh um sechse heimkommst!“
 „... wo i doch als ‚Erwachender Morgen‘ Modell steh, Muatta!“

Il motivo plausibile: „No no, cara mia; non va che tu rincasi al mattino alle sei!,
 „... ma se devo, mamma, far da modello pel ‚Risveglio del mattino, i,“

der normale Verdienstgang nur um einige Stunden unterbrochen wurde, um nur ja in Hinblick auf den erhofften Stammhalter mit dem nötigen Kleingeld gerüstet zu sein. Doch der Stammhalter wollte sich nicht einstellen. Dafür meldeten sich die lieben Verwandten, die infolge ihres gesunden Familiensinnes dachten, daß in Ermangelung eines Thronfolgers eben die Seitenlinien zu früherer Erbfolge berufen seien. Sie zerbrachen sich bloß die Köpfe, welchem Umstand sie es zu verdanken hätten, daß trotz Vorhandenseins aller finanziellen Vorbedingungen meinen Eltern durch volle achtzehn Jahre das ersehnte Himmelsgeschenk versagt blieb. Da sich aber beide Eheleute einer vertrauen-erweckenden Gesundheit erfreuten, so vermutete die glattzüngige Tante Tini, daß meine Eltern vor lauter Verdienen und Sparen ganz darauf vergessen hätten, daß nebst Geld auch noch andere Bedingungen für eine Menschenschaffung einzuhalten wären. Drauf steckten die lieben Verwandten die Köpfe zusammen, kniffelten sich vor Vergnügen auf die Schenkel und beschlossen,

meinen Eltern gegenüber den Erwerbsfleiß jedesmal über alle Maßen zu loben, damit nicht etwa in letzter Minute — das wäre doch fatal gewesen! Es war ein Hasardspiel, es war alles zu gewinnen und alles zu verlieren. Und sie verloren! Tja! Als ich sah, wie die lieben Verwandten angesichts meiner Lebendgeburt zersprangen, daß man es ordentlich barsten hörte, war ich mit meinem Los vollkommen ausgesöhnt, und ich gab die ersten Laute gesunder Schadañfreude von mir (obwohl ich damals von Nestroy noch gar nichts wußte), um die Tante Tini, den Onkel Sepp, die Basen und Vettern zu weiterem Zerspringen hilfreich anzuregen. Als der Onkel Sepp ganz unverschämt in meiner Gegenwart der Base Lina, die so viel Sommersprossen hatte und beim Reden erbärmlich „zuzelte“, ins Ohr raunte, daß „so ein Balg“, der dazu noch von alternden Eltern stammt, bestimmt nicht lebensfähig sei, lieferte ich — meinen ersten Beweis. Ich wälzte mich nämlich meine Windchen breitspurig entlang und ließ mich vom Tischchen

auf die Erde fallen; ich prellte mir ein wenig den Schädel, schlug mir das Gesäß platt, war aber ansonsten voll Freude über das gelungene Exempel. Der Onkel Sepp tat nämlich einen Freuden-schrei, die Base Lina zuzelte sich vor Aufregung den linken Augenzahn wacklig — beide glaubten ja, ich sei zumindest tot, und meine gottverfluchte Stammhalterei damit in Auflösung begriffen. Sie erhoben lautes Geschrei, aber als mein Vater am vermeintlichen Leichnam seines Kindes zusammenbrach — da öffnete ich die Augen in ihrer Veilchenbläue, verschränkte die Füßchen über der Brust und strampelte und beschrie die vier Wände in solch schmetterndem Fortissimo voll Freude über den gelungenen Streich, daß der Onkel Sepp nichts weiter hervorzubringen vermochte als ein tonloses, heiteres: „Na, na, ... is scho guat, mir wissen's eh, daß d' an böhmischen Schädel hast!“ Und die lieben Verwandten verloren den letzten Rest von Kultur und zersprangen reslos. Restlos! Ich aber näßte vor Behagen nächtlich die Windeln



„Am meisten liebe ich Ihre Hände“, sagt er immer — wie taktvoll, daß er nicht „Beine“ sagt!“

Sempre fino: "Con squisitezza di tatto egli dice sempre: 'amo soprattutto le Vostre mani., invece che dire: 'le Vostre gambe, l.,

AUF URLAUB

(Wilhelm Schulz)



Wenn ein Soldat auf Urlaub kommt,
ist leicht es zu erraten,
daß dann daheim ein Bier ihm frommt
und auch ein Schweinebraten.

Doch tut es das noch nicht allein,
mag's noch so gut ihm schmecken,
all Eure Sorgen, groß und klein,
sollt Ihr vor ihm verstecken.

Von Siegeswillen übersommt
will er die Heimat sehen,
damit er wieder an die Front
zurück kann freudig gehen.

WILHELM SCHULZ